



Shakespeare und Gattin, dargestellt von Schauspielern, vor dem Geburtshaus des Dichters in Stratford-upon-Avon

Foto Reuters

Agnes hat die Gabe der Hellsicht

Maggie O'Farrells Roman „Judith und Hamnet“ erzählt von Frau Shakespeare und ihren Zwillingen.

In der Shakespeare-Forschung wird oft über einen Zusammenhang zwischen dem frühen Tod von Shakespeares einzigem Sohn Hamnet 1596 und seinem vier Jahre später uraufgeführten „Hamlet“ spekuliert. Hamlet und Hamnet waren schließlich, wie Stephen Greenblatt in „The Death of Hamnet and the Making of Hamlet“ schreibt, im Stratford des späten sechzehnten Jahrhunderts ein und derselbe Name. Von Shakespeares Sohn sind gerade mal Tauf- und Todesdatum überliefert; das reizt Autoren immer wieder, beherzt in die biographischen Lücken und Rätsel vorzustößen. Jetzt hat die nordirische Schriftstellerin Maggie O'Farrell in ihrem mit dem Women's Prize for Fiction ausgezeichneten Roman „Judith und Hamnet“ auf spezifisch weibliche Weise eine mögliche Geschichte der Familie S. imaginiert.

O'Farrell gelingt das Kunststück, die bekannte Geschichte poetisch-zärtlich neu zu erzählen, „alchemistisch“ zu verwandeln, ohne die Reiznamen Shakespeare und Hamlet auch nur zu erwähnen; ein Kunstgriff, den übrigens auch Hilary Mantel in ihrer Cromwell-Trilogie bei bekannten Figuren gern anwandte. Dass Shakespeare mit Attributen wie „Ju-

diths Vater“ oder „der Sohn des Hand Schuhmachers“ bedacht wird, entrückt die Figur ins Unpersönliche und holt sie zugleich ganz nahe heran. O'Farrells Erzählkunst ist überhaupt bemerkenswert: Sie kann aus der Perspektive eines sterbenden Kindes oder eines Turmfalken schreiben und die Infektionswege der Pest vom Floh eines dressierten Affen in Alexandria bis nach Stratford verfolgen, ohne dass es je sentimental oder banal werden würde. Vielleicht, weil O'Farrell, wie man aus ihrem Memoir „Ich bin, ich bin, ich bin“ weiß, selbst dem Tod mindestens dreimal von der Schippe gesprungen ist und eine an Anaphylaxie leidende Tochter hat: Sie kennt die Illusionen der Unverletzlichkeit und weiß, dass man jederzeit alles verlieren kann.

„Judith und Hamnet“ ist auch der Roman ihres Lebens. Seit sie als Mädchen von diesem Jungen aus dem sechzehnten Jahrhundert hörte, wollte sie darüber schreiben, aber lange fehlten ihr Mut und richtiger Zugang dafür. Als sie das Shakespeare-Haus in Stratford besuchte, stand ihr auf einmal die Architektur der Familie und des Romans vor Augen; der Rest war Recherche und Einfühlung. Um das Leben einer weisen Frau besser verstehen zu können, eignete sich O'Farrell Kenntnisse in Imkerei, Pflanzenheilkunde und Falknerei an, baute Heilkräuter in ihrem Garten an und buk Brot wie zu Shakespeares Zeiten.

Dass Hamnet der Pest zum Opfer fiel, ist reine Spekulation; aber gerade die Fiktion machte es plötzlich aktuell und beklemmend realistisch. Sie fühle sich, sagt O'Farrell heute, den Elisabethanern näher denn je: Der Schwarze Tod war, ähnlich wie die Corona-Epidemie heute, eine tückische Infektionskrankheit, die

sich nicht heilen ließ, allenfalls umlenken, eindämmen, besprechen mit den sympathetischen Mitteln von Liebe und Aberglaube. Hamnet erschrickt zu Tode, als der Pestarzt mit der Schnabelmaske an der Tür klopft; die Nachbarin empfiehlt, getrocknete Kröte aufzulegen. Verglichen damit sind Frau Shakespeares Kräuterelixiere wissenschaftlich approbierte Medizin.

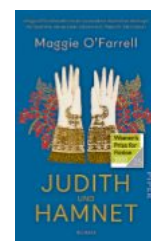
Agnes, Shakespeares acht Jahre ältere Ehefrau, ist die eigentliche Hauptfigur: eine starke Frau, eigensinnig, kühn, gesegnet und verflucht mit dem sechsten Sinn und der Gabe der Hellsicht. Sie ist Schlafwandlerin, hält sich einen Falken, spricht mit Eichhörnchen und Bienen und bringt ihre Kinder im Wald zur Welt; das macht sie für ihren Mann zur Fee aus einem Mittsommernachtstraum und für andere zur Hexe. Agnes liebte Hamnet und Judith abgöttisch, gerade weil ihre magisch-mütterlichen Kräfte an den Zwillingen versagten: Es war nicht die kränkliche, zarte, sanfte Judith, die der Beulenpest zum Opfer fallen sollte, sondern ihr Bruder, der auf eine geheimnisvolle Weise, die sich aller Schulweisheit entzieht, Körper und Seele mit seiner Schwester tauschte. Agnes sah die Unheilszeichen nicht und war nicht da, als die Kinder ihre Hilfe brauchten, und das kann sie sich nicht verzeihen. Nach Hamnets Tod ist sie eine gebrochene Frau.

Shakespeare ist ihr keine Stütze. Gewiss, er ist ein liebevoller Vater und Ehemann, aber er ist fast immer in London, um Geld mit seiner Theatertruppe und seinen Stücken zu verdienen. Er hat durchaus Erfolg, sogar bei Hofe, aber er bleibt doch immer der Lateinlehrer aus der Provinz, der obszöne Possenreißer aus dem Theaterprekariat. O'Farrell umfasst in eleganten Zeitsprüngen und Per-

spektivwechseln die Zeit zwischen 1583 und 1600, von Shakespeares erster Begegnung mit Agnes bis zur Hamnet-Tragödie und ihrer Apotheose auf der Bühne. Der Roman konfrontiert und verklammert dabei die unterschiedlichsten Sphären: Bühne und Welt, Stadt und Land, Männer und Frauen, Literatur und Hausarbeit, Kinder und Erwachsene, Geschäft und Familie. Was Shakespeare in London treibt, ist weit weg und unerheblich: Schreiben, Spielen, Organisieren, vielleicht auch Trinken und Huren. Sein Genie interessiert weder Agnes noch O'Farrell.

Niemand im Haus hörte Hamnets Hilferufe. Das Echo seiner Einsamkeit kann man noch aus Hamlets Totenklage um Ophelia und den Racheschwüren des toten Vaters hören: So bringt im Roman eine umjubelte Hamlet-Aufführung in London Shakespeares und Agnes auf fast geisterhafte Weise wieder zusammen. Auch Shakespeare hat sich geopfert, damit sein Junge weiterlebt. „Gedenke mein!“, fordert er im Theater in der Rolle des toten Vaters vom zaudernden Hamlet, und nichts anderes hat Maggie O'Farrell getan. „Judith und Hamnet“ verknüpft auf grandiose Weise Liebe und Tod, untröstliche Trauer und Hoffnung, Hamnets einsames Sterben und sein Fortleben im Werk des abwesenden Vaters.

MARTIN HALTER



Maggie O'Farrell: „Judith und Hamnet“. Roman. Aus dem Englischen von Anne-Kristin Mittag. Piper Verlag, München 2020. 416 S., geb., 22,- €.

Robin Hood als Sizilianer

Maria Attanasio entdeckt den Betrüger Paolo Ciulla

Als die Schriftstellerin Maria Attanasio 2003 um einen Beitrag zum Ende der Lira gebeten wurde – was ist der Sizilianer, wohl eingefallen? Ein wundersames Ganovenstück, wobei sie schon eine ganze Weile über eine passende Absage sinniert hatte, als die Erinnerung an ihre Kindheit mit einem Mal Paolo Ciulla aufrief, einen legendären Volkshelden und Rebellen, der im Dialekt „Chiddu ri sordi farsu“ genannt wurde, „der mit dem Falschgeld“. Doch dieser Kriminelle war kein Mafioso, sondern ein Wohltäter, dem die Öffentlichkeit mit Inbrunst zur Seite stand, „ein Künstler, den Gerechtigkeitsdurst zur selbstlosen Rache an einem tauben, abwesenden Staat treibt“.

Über Paolo Ciulla hat Maria Attanasio zunächst einen Prosatext geschrieben, dann einen ausführlichen journalistischen Bericht und schließlich, nach weiteren Recherchen in Archiven und Bibliotheken, den Roman „Der kunstfertige Fälscher“, der dessen Biographie in einer wechselnden Mischung aus Faktentreue und Fiktion erzählt: ein unglaubliches, exzentrisches, ungebärdiges Leben.

Paolo Ciulla ist nur sechs Jahre jünger als die Lira, die mit der Gründung des Königreichs Italien offizielle Währung wurde: 1867 wird er in Caltagirone geboren, in der Werkstatt des Vaters, eines Schusters, lässt sich der Junge wenig blicken; früh hat er seinen eigenen Kopf und zeigt künstlerisches Talent. Die Kommune schickt ihn mit einem Stipendium nach Rom auf die Akademie, wo er in oppositionellen Kreisen verkehrt und Anna Kuliscioff kennenlernt. Nach zwei Jahren zieht er nach Neapel, um das Studium abzuschließen, doch der Tod der Mutter ruft ihn zurück nach Caltagirone. Er eröffnet ein Fotoatelier, lebt seine Homosexualität, engagiert sich in einem Arbeiterzirkel und wird in den Stadtrat gewählt. Unter einem Vorwand wird das Gremium aufgelöst, er flieht nach Catania, arbeitet als Stuckateur und Restaurator, wird angeklagt wegen Verführung von Minderjährigen und unternimmt erstmals den Versuch, Geld zu fälschen. Er geht nach Paris, reist als Kopist im Louvre, lernt Henri Rousseau, Modigliani, Picasso kennen und wird von einem Galeristen entdeckt.

Ein unruhiger Geist, Genie und Getriebener. Kurz vor dem ersehnten Ruhm zerstört er seine Gemälde und Zeichnungen und schiff sich 1908 in Le Havre nach Brasilien ein. Zwei Monate São Paulo, dann

weiter nach Buenos Aires. Die Graveure dort fürchten sein Geschick und erwirken, dass er keine Beschäftigung findet; als er seine Fünfzig-Peso-Blüten zu wechseln versucht, greift die Polizei zu, und er verbringt sieben Jahre in der Psychiatrie. Ende 1916 kehrt er nach Catania zurück, lange tüfelt er am Fünfhundert-Lire-Schein für den großen Coup: In zwei Jahren bringt er rund zwanzigtausend Noten in Umlauf, die er bedürftigen zustecken lässt. Robin Hood wird Sizilianer. „Ein künstlerisches Meisterwerk: vollkommener und besser geprägt als die der Notendruck“, bescheinigt ihm die Banca d'Italia, nachdem ihm ein Zufall verraten hatte. Er wird zu fünf Jahren Haft verurteilt und stirbt, fast erblindet, 1931 im Armenhaus von Caltagirone.

Ein Leben gegen die Zeit und die Verhältnisse, Stoff für ein 800-Seiten-Epos! Maria Attanasio kommt mit einem Viertel aus. Ihr Roman beginnt damit, wie die Polizei in Catania den „Mavaro“, den Henkemeister, aufspürt und den Zugriff vorbereitet, und kulminiert im Gerichtsprozess, in dem der Angeklagte, von Schaulustigen umringt, Autogramme verteilt und mit Blumen beworfen wird. Umstellungen der Chronologie, Zeitschnitte und Verbindungslinien ins Heute: Unauffällig kunstvoll fügt die Autorin Episoden und Miniaturen, Szenen und Anspielungen ein, die Ciullas Lebensstationen mit der „großen“ Geschichte, von der italienischen Einheit bis zum Aufstieg Mussolinis, verknüpfen. Dabei fallen viele Namen, die zuzuordnen der Leser mitunter Mühe hat. Der großherzige Betrüger überträgt alle: Wie seine Fälschungen Wahrheit und Täuschung vereinen, steht er auf Pirandellos Schultern.

Der Roman ist in Italien schon vor dreizehn Jahren erschienen und stellt die Autorin, die wie ihr Protagonist in Caltagirone geboren wurde, allerdings erst 1943, erstmals in deutscher Übersetzung vor. Das Ende der Lira treibt literarische Blüten.

ANDREAS ROSSMANN



Maria Attanasio: „Der kunstfertige Fälscher“. Roman. Aus dem sizilianischen Italienisch von Michaela Wunderle und Judith Krieg. Edition Converso, Bad Herrenalb 2020. 222 S., br., 18,- €.

Wurde Doderer Canettis Opfer?

Vor der Bekanntgabe des diesjährigen Literaturnobelpreises berichtete die „Süddeutsche Zeitung“ am 7. Oktober über die damit stets einhergehende „Wettspielbranche“. Dabei kamen auch Fehlscheidungen und Unregelmäßigkeiten in der Vergangenheit zur Sprache. Gegen Elias Canetti, der den Preis im Jahre 1981 erhielt, werden in dem Artikel von Willi Winkler schwere Vorwürfe erhoben: Canetti schrieb, so heißt es da, „1965 einen Brief nach Stockholm und wies die Herren der Akademie darauf hin, dass Heimito von Doderer Mitglied der NSDAP gewesen sei. Für alle Fälle nannte er auch die Mitgliedsnummer.“ Die Schlussfolgerung lautet, dass Canetti seinen Konkurrenten in Stockholm belastete, da bei Vergabe des renommierten Preises an Doderer für Jahre kein anderer Österreicher in die engere Wahl kommen würde. Als Quelle nennt Winkler: „Wie Robert Menasse einmal erzählte...“

Sven Hanschek und Kristian Wachinger, den besten Kennern des Züricher Canetti-Nachlasses und Herausgebern seines

„Briefwechsels 1932–1994“ (erschienen 2018 bei Hanser), ist von dem in Rede stehenden Brief aber nichts bekannt. Winkler mag seine Information einem Interview entnommen haben, das Menasse am 23. Juli 2005 der Zeitung „Die Welt“ gab. Auf die Frage, ob Canetti nach dem Nobelpreis zum „Übervater der österreichischen Literatur“ geworden sei, antwortete Menasse damals: „Er schrieb einen Brief an die königlich-schwedische Akademie, in dem er sie informierte, daß Doderer NSDAP-Mitglied gewesen war. Canetti hat sogar Doderers Mitgliedsnummer recherchiert und bekannt gegeben. Natürlich war die Akademie Canetti äußerst dankbar, weil er sie vor einer anscheinend großen Peinlichkeit bewahrt hatte. Und damit war Canetti selbst zu einem preiswürdigen Autor avanciert.“

Solange Menasse, der im vergangenen Jahr durch die Fingierung einer Hallstein-Rede in Auschwitz nicht nur in seinem Roman „Die Hauptstadt“, sondern auch in Essays für eine Debatte sorgte (F.A.Z. vom 2. Januar 2019), den der Forschung unbekanntes Brief Canettis nach Stockholm nicht vorlegt, ist seine Behauptung zweifelhaft. Hanschek erklärte auf Nachfrage, das Ganze sei höchstwahrscheinlich eine Erfindung – und keine besonders gute. koß

Frankfurter Allgemeine

Heute auf FAZ.NET:

F.A.Z.-Autorengespräche zur Buchmesse Frankfurt

auf [faz.net/buchmesse](https://www.faz.net/buchmesse)

Ab 9.00 Uhr

„Erdbebenwetter“

Andreas Platthaus im Gespräch mit der Autorin Zaia Alexandri

Ab 13.00 Uhr

„Welche Grenzen brauchen wir? Zwischen Empathie und Angst – Flucht, Migration und die Zukunft von Asyl“

Michael Martens im Gespräch mit dem Autor Gerald Knaus

Ab 16.30 Uhr

„Bücher für junge Leser: Ein Siegeszug, aber zu welchem Preis?“

Tilman Spreckelsen im Gespräch mit Klaus Humann (ehm. Carlsen Verlag), Anja Kronier (Buchhandlung „Eselsohr“ in Frankfurt) und Markus Weber (Moritz Verlag)

Live aus der Festhalle Frankfurt

Ab 20.00 Uhr

„Machtmaschinen. Warum Datenmonopole unsere Zukunft gefährden und wie wir sie brechen“

Fridtjof Küchemann im Gespräch mit den Autoren Thomas Rameg und Viktor Mayer-Schönberger

Unsere Autorengespräche, Berichte, Einordnungen und Buchkritiken zur Frankfurter Buchmesse finden Sie auf [faz.net/buchmesse](https://www.faz.net/buchmesse)

